

Plauderstübchen

Wochenbeilage zum „Rheingauer Bürgerfreund“

Druck u. Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Winkel.

Schicksale des Lebens.

1. Fortsetzung

Eine Erzählung aus der Prarie.

Nachdruck verboten.

Ein prachtvoller Morgen dämmerte über der Prarie und die Bewohner des lebendigen Hauses erhoben sich mit der Sonne. Fröhlich jagte Kalf auf seinem Renner über die Prarie, während Bertha mit hoffnungsvollem Schritt sich an die Ausgabe machte, das Heim möglichst schön und traulich erscheinen zu lassen. Ihre Vorbereitungen füllten den ganzen Vormittag aus und alles ging ihr wunderbar von der Hand. Alle Speisen garierten prächtig; der Kuchen, der des Tages Hauptzierde bilden sollte, hätte jedem Backmeister Ehre gemacht.

Kalf hatte versprochen, gegen Mittag mit der Gesellschaft zu kommen, und traf richtig zur bestimmten Stunde mit einem Reitertrupp von zwölf Personen ein. Der Erfolg seines diplomatischen Schachzuges, Frauen einzuladen, war so günstig, als man erwartet hatte.

„Herr meines Lebens, wie hübsch und bequem es hier ist!“ rief eine der Frauen, noch ehe sie die Schwelle überschritten hatte.

„Diese Blumen gemahnen mich an die Heimat,“ sprach eine andere mit Tränen in den Augen.

„Wir waren seit Wochen in keinem anständigen Haus,“ bemerkte eine Dritte, „und hier ist es so hübsch und zierlich wie eine neue Bienenwabe.“

Alle fühlten den Einfluß der Reinlichkeit und des Geschmacks, der allein dieses Blockhaus von dem anderen Pioniere unterschied.

Kalf und Bertha bedienten mit freundlicher Herzlichkeit die Gäste, die alle sich freuten, wieder einmal in zivilisierter Weise mit Tisch und Stuhl und andern Bequemlichkeiten, deren man auf der Reise entbehren, zu speisen. Es war eine fröhliche Gesellschaft und die junge Wirtin erntete reiches Lob. Sie verdiente es auch wohl; denn da waren gebratene Hühner, schmackhaftes Wildpret, frisches Brot, goldgelbe Butter, grüne Erbsen, vorzügliche Netze, wilde Stachelbeeren, Kuchen, Honig und starker duftender Kaffee. Wahrlich, es war ein lockendes Mahl und sie freuten sich alle und fühlten sich heimelig und behaglich.

Es ist also nicht zu verwundern, daß man das Gut wünschenswert, die Lage herrlich fand, daß folglich nichts Besseres zu tun sei, als die von Mister Dover gebotenen Vortelle anzunehmen.

Vor Ablauf einer Woche war der Handel abgeschlossen. Die Geschwister verkauften ihren ganzen Besitz mit Ausnahme von einem Wagen, zwei Pferden und einigem Hausgerät, das sie mitnehmen wollten. Am Tage nach dem Verkauf sollten die Männer sich in die nächste An-

siedlung begeben, dort die betreffenden Urkunden ausfertigen lassen, worauf der Kauffchilling erlegt und Kalf und Bertha sofort gen Osten aufbrechen würden.

Der ereignisreiche Tag kam. Bertha beschäftigte sich während desselben mit Vorbereitungen zur Abreise, vermochte aber nicht, sich einer quälenden Angst zu erwehren. Die Aussichten waren glänzend; sie aber konnte die Furcht nicht los werden, daß noch irgend eine Enttäuschung eintreten werde.

Langsam verstrichen die Stunden und endlich nahte der Abend. Bertha bereitete einen kräftigen Imbiß, auf daß der Bruder sich stärken nach dem langen ermüdenden Mitt. Kalf aber kam nicht. Tiefer und tiefer senkte sich die Sonne, die Nacht brach herein und er war noch nicht da. Stunde um Stunde verfloß, Bertha saß, in einen dicken Schal gehüllt, auf den Türstufen, strengte die Augen an, um durch die Finsternis zu schauen, hielt den Atem an, um den Fußschlägen zu lauschen: — Alles blieb stille. Und als es im Osten dämmerte, warf sich das arme Mädchen müde und verzweifelt auf das Bett.

„Es ist etwas Schreckliches vorgefallen, ich weiß, ich fühle es,“ seufzte sie, „und ich will gehen, Kalf zu suchen. Ich kann nicht hier bleiben und warten, wie wir es bei allen machten, ich kann nicht.“

Schwach und zitternd vor Erregung und Angst begann sie den Marsch über die Prarie. Fort und fort, meilenweit, bis sie endlich Wagen bemerkte, die sich langsam um einen Hügel wandten. Dort war Hilfe, Nachricht, vielleicht Kalf selbst. Weinade ohnmächtig vor Furcht und Hoffnung sank sie zu Boden und wartete auf den Zug. Auf einmal aber schien sich alles zu verwirren. Pferde, Wagen und Menschen vermischten sich erst in ein wildes Durcheinander, verschwanden dann und endlich hörte sie eine fremde Stimme, die aus weiter Ferne zu ertönen schien.

„Kun, wenn da nicht alles aufhört! Ohnmächtig auf der Prarie! Sie ging wahrscheinlich aus, um ihn zu suchen; wie aber wird sie die Kunde ertragen.“

Bertha raffte sich auf.

„Wo ist er? Ist er hier? Findet Ihr ihn?“ leuchtete sie, ohne eigentlich zu wissen, was sie sagte und wo sie war.

Die sie umringenden Männer blickten sich ängstlich an, ohne zu antworten.

Die Frauen kommen gleich,“ sprach endlich einer; — „warten wir lieber auf sie.“

„Ihr wißt, wo er ist, o, sagt es mir,“ bat Bertha sich erhebend und gewaltsam die Schwäche, die sie besaß.

mer und verlassest daselbe nur, sobald ich Dich rufen lasse. Und nun, Armand, zu Ihnen".

Halling fühlte, daß er überflüssig sei, und empfahl sich. Er verließ das Haus und eilte der eigenen nahegelegenen Wohnung zu.

"Mein Schreiber soll Acht geben", sprach er vor sich hin; "ihm darf ich vertrauen wie mir selber. Verläßt Duroy das Haus wirklich, so benachrichtige ich den nächsten französischen Wachtposten, daß ein Deserteur zu entweichen versucht; aber ich glaube, daß jene Reise nur ein Vorwand und Frau Lichtenthal den Burschen in ihrem Hause verbirgt. Ewig kann das Regiment nicht hier bleiben, und ist der gefürchtete General fort, wäre die größte Gefahr vorüber. Aber Ihr sollt Euch getäuscht haben. Morgen lasse ich mich bei Herrn von Rosly melden — Deserteur!" fuhr er hohnlachend fort, "das also war es! So wie der Bursche zitterte, als mein Blick ihn traf, wie wenn er ahnte, in welchen Händen sich sein Geschick, das Geschick der Familie Lichtenthal befindet. Ein Narr, der den Knoten gar nicht schlingt, in dessen Netz sich kostbare Vögel verwickeln."

Durch das Vorzimmer, das zum Gemach des Generals von Rosly im Lichtenthal'schen Hause führte, da schritt früh am Morgen nach dem Einrücken der Truppen ein bildschöner junger Mann von etwa 20 Jahren das blühende Antlitz mit einem festen Schnurröthchen geziert, die schlanke Gestalt in eine Leutnantsuniform gepreßt. Die Ordonnaanz an der Schwelle salutirte.

"Ist mein Oheim allein, Jean Pierre?"

"Ja, Herr Leutnant; er erwartet den Herrn Oberst von Ruffan."

"So kann ich eintreten?"

Der Soldat trat zurück. Der junge Offizier klopfte leicht und öffnete, ohne Rosly's "Gut rein" abzuwarten, die Thür.

Dem kommandierenden General waren natürlich die besten Gemächer im Hause der Witwe eingeräumt. Das Zimmer, in dem er sich befand, gehörte zu den Nebenzimmern des großen Saales und wurde nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt. Es war, wie alle Gemächer des Hauses, geschmackvoll, aber ohne jede Spur von Ueberladung ausgestattet.

Der General, mit Lesen beschäftigt, saß auf einem Sopha. Die dreizehn Jahre, die seit Armand's Flucht aus Rennes verstrichen waren, hatten ihn wenig verändert. Nur war sein Haar grauer und der Ausdruck seiner Züge noch finsterner geworden. Sein militärisches Verdienst hatte ihn von Stufe zu Stufe erhoben, seine Persönlichkeit war unbeliebt.

Dennoch ruhten seine Blicke mit einer gewissen Teilnahme auf dem jugendlichen Antlitz des Leutnants, der schrecklich, aber völlig unbefangenen salutirte.

"Was bringst Du, Charles?"

"Nichts als mich selber, mein General und Oheim, und meinen Morgengruß erwiderte der junge Mann; freilich wenig genug! Ich hätte gern die Lorbeeren hinzugefügt, die ich mir in der letzten Schlacht errungen, allein die Kriegsgöttin hatte für den getreuesten ihrer Söhne kein Mäntlein übrig", fügte er lachend hinzu.

"Du tatest Deine Pflicht", erwiderte Rosly, "das muß Dir genügen; vergiß nie, daß ich den Namen Rosly auf Dich, meinen Neffen, übertragen werde. Ich erwarte den Obersten Ruffan", fuhr er fort, den Ton wechselnd; "sobald einige dringende Dienstangelegenheiten erledigt sind, kannst Du uns zu den Damen des Hauses begleiten, denen wir einen Morgenbesuch schulden."

"Wie gerne, mein General", rief Charles, "namentlich wenn wir das Glück haben, Fräulein Melanie anzutreffen, der würdigen Frau Lichtenthal reizende Tochter. Ach, mein Oheim, wenn Sie wüßten, wie ich dieses Mädchen verehere, — so viel Geist, so viel Anmut

sah ich selten, — ich fürchte, ich lasse hier mein Herz zurück."

"Fürs das Erste folge nur dem Ruf der Ehre", erwiderte Rosly; "des Herzens Lockung zu verneinen, überlasse friedlicheren Zeiten".

Schritte im Vorzimmer unterbrachen das Gespräch zwischen Oheim und Nefte.

"Ich höre den Obersten kommen", sagte Rosly; verweile so lange im Vorzimmer, bis ich Dir rufe."

Charles gehorchte und öffnete die Thür, sich zu entfernen, als der Oberst von Ruffan das Zimmer des Generals betrat und den zutraulichen und achtungsvollen Gruß des jungen Offiziers freundlich erwiderte.

Richard von Ruffan war von den Jahren mehr verändert als Rosly; sein Haar war beinahe völlig ergraut und sein Antlitz schien gealtert; nur der unverkennbare Ausdruck der Herzensgüte leuchtete aus ihm in unzerstörter Schrift.

"Ich habe Sie zu mir bitten lassen, Herr Oberst", — nahm Rosly das Wort, nachdem ein stummer militärischer Gruß zwischen beiden Männern gewechselt worden war — "Sie um die Liste der Offiziere ihres Regiments zu ersuchen, die sich in der letzten Schlacht der Auszeichnung würdig gemacht. Ihrer glänzenden Verdienste habe ich in einem Bericht an Seine Majestät den Kaiser Napoleon bereits Erwähnung getan".

Ruffan verbeugte sich kalt. "Ich tat nichts als meine Pflicht, Herr General, — und ehrgeizig bin ich nicht."

Rosly neigte das Haupt. "Ich weiß", sagte er, "daß es ein Anderer war, das Sie aus Ihrer Ruhe aufschreckte, nachdem Sie sich kaum ein Jahr lang in die Einsamkeit zurückgezogen; Sie nahmen wieder Dienst und reichten sich dem Siegeszuge unseres Kaisers in Deutschland an aus Hoffnung, verbunden mit Furcht. Diese Hoffnung treibt Sie an, auf diesem Wege am leichtesten die verlorene Spur des Flüchtlings von Rennes aufzufinden; und die Furcht war es, daß es mir selber gelinge; dann wollten sie als rettender Engel dem Unglücklichen nahe sein. Sie sehen, mein Herr, ich kenne Ihr Spiel, denn nicht ohne Ursache ordnet sich Oberst Ruffan dem General Charles de Rosly unter."

"Und in der That, so ist es", entgegnete Ruffan.

"Ihre Berichte, die Ihnen auf Ihr Forschen vor dreizehn Jahren geworden, werden Sie so gut als die meinen benachrichtigt haben, daß der besagte Jüngling sich nach Deutschland gewandt habe. Dort aber ist jede Spur verloren. Ich habe jede Hoffnung aufgegeben, — aber dennoch treibt mich der Gedanke, daß Armand eines Tages in Ihre Hand geraten könne, vorwärts mit rastlosem Drängen und bestet mich an Ihre Fersen; denn auch ich kenne Sie, General von Rosly. Unversöhnbar ist Ihr Haß und selbst Jahre vermögen ihn nicht zu mildern."

"Sie wissen, daß Sie selber die Ursache sind, Herr Ruffan; Sie können wenigstens um einen Sohn trauern, — ich aber bin kinderlos, allein."

"Und erfüllt nicht Ihr Nefte Charles de Rosly an Ihnen die Pflichten eines Sohnes? — Schlägt nicht ein braves treues Herz in seiner Brust?"

"Ja, Charles ist schön und brav, wenn auch etwas leichtsinnig, aber er ist nicht mein Sohn, ich gab ihm meinen Namen, nicht mein Blut — doch brechen wir ab. Die Angelegenheiten des Dienstes mahnen und vielleicht schließen Sie sich uns an, den Damen des Hauses einen Besuch abzustatten".

"Mit Vergnügen, Frau Lichtenthal, die freundliche Wirtin dieses Hauses, ist eine ebenso würdige als unterrichtete Dame; ihre Unterhaltung fesselte mich gestern Abend lange."

Die Dienstangelegenheiten nahmen nicht lange Zeit in Anspruch und schon nach einigen Minuten öffnete

len, überwindend. Die Männer waren meist bei der Gesellschaft in ihrem Blockhaus gewesen und brachten nun ihre Gabfertigkeiten vom Flusse auf das erkaufte Gut. In der Ferne bewegten sich noch mehr Wagen und eine Viehherde. Noch schwiegen alle, da trat ein Greis, der patriarchalische Vorrechte zu genießen schien, zu dem Mädchen und erfaßte milde dessen Hand.

„Kommen Sie mit mir, Sie müssen es schließlich ja doch erfahren. Ihr Bruder wurde in der letzten Nacht auf dem Heimwege überfallen und befindet sich hier in meinem Wagen.“

Er führte sie den Zug entlang zu dem bedeckten Wagen, auf dem Nals mit zerschlagenem, geschwollenen Antlitz und zerrissenen blutigen Kleidern auf einigen Kissen lag. Das Haupt war in nasse Umschläge gehüllt.

„O, er ist tot!“ schluchzte Bertha, „ich wußte es ja! O Nals! Nals!“

„Er ist nicht tot,“ beruhigte der Alte, „noch ist Hoffnung vorhanden, sein Leben zu retten.“

„Er muß wie ein Löwe gekämpft haben,“ bemerkte ein anderer; „nach dem Zustand, in dem wir ihn fanden, zu urteilen, hat ein schrecklicher Kampf stattgefunden.“

„Es wurde ihm auch jeder Pfennig, den er für Land und Vieh erhalten, geraubt,“ sprach ein Dritter.

Veraubt und gemordet! Ihr Bruder, ihre einzige Stütze im Leben — wie konnte sie es ertragen! Sie kramte auf dem Wagen und legte das zerschlagene Haupt des Bewußtlosen in ihren Schoß.

„Wir wollen ihn heimbringen,“ sprach der Greis wieder; „je eher er zur Ruhe kommt, desto besser dürfte es sein.“

„Kann niemand einen Arzt in der Ansiedlung holen?“ fragte Bertha.

„Ein Junge ist bereits auf schnellem Rosse fort und der Arzt wird ziemlich gleichzeitig mit uns im Blockhaus ankommen, denn wir müssen sehr langsam fahren.“

„Was soll da ein Arzt noch helfen?“ flüsterte der Lenker des Wagens einem Gefährten zu; „ich bezweifle, daß wir ihn lebend heimbringen. Es ist eine schändliche Geschichte — und was in aller Welt soll nun das arme Mädchen anfangen?“

3.

Tage lang schwebte Nals Dover zwischen Tod und Leben. Die treue Schwester wachte rastlos bei ihm. Am zehnten Tage nach dem Ueberfall trat die Krisis zur Besserung ein und nach ein paar Wochen war der junge Mann wieder so weit hergestellt, daß er das Bett verlassen und im Zimmer umhergehen konnte. Aber der lebensfrohe tatkräftige Jüngling vergangener Tage hatte sich in einen düsteren mürrischen Mann verwandelt, dessen Gehirn umwölkt, dessen Vernunft nicht mehr unter Aufsicht war. Bertha hatte eine schwere Last zu tragen und nur das Bewußtsein, sie dürfe sich der sie umfallenden Verzweiflung nicht überlassen, gab ihr die Kraft, nicht zu erliegen.

Die Auswanderer waren ohne Ausnahme freundlich und gefällig und ihre liebevolle Teilnahme war Balsam für des armen Mädchens Weg. Unter ihnen befand sich eine Familie Chapmann, welche das Blockhaus und hundert Ader des umliegenden Landes gekauft hatte. Diese Familie bestand aus Mann, Frau und drei Kindern. Ein Neffe des Mister Chapmann war ebenfalls mitgekommen, befand sich aber zur Zeit noch mit einigen anderen jungen Männern am Fluß, um das dort weidende Vieh zu hüten. Mistress Chapmann war eine warmherzige Frau, die mit sicherer Hand den ganzen Haushalt regierte. Manches Weib würde sich darüber geärgert haben, daß das kleine nette Häuschen, welches sie sofort in Besitz zu nehmen gehofft hatten, wieder auf unbestimmte Zeit den früheren Bewohnern überlassen werden mußte. Wochenlang hatten sie nun auf Wagen und in Lagern gelebt und alle sehnten sich nach den Annehmlichkeiten des heimischen Herdes. Mistress Chapmann aber war nicht die Frau, die die Unglücklichen verstoßen konnte.

„Was wollt Ihr denn eigentlich?“ rief sie entrüstet, wenn jemand sie darüber fragte; „was sollen sie auf der weiten Welt anfangen? Er ist krank und irre, sein Hab und Gut wurde ihm schmachlich geraubt und das arme

Mädchen steht aus, als ob ihr Herz gebrochen. Laßt sie Gottes Namen bleiben, wo sie sind. Chapman muß ohnehin noch eine Scheune und einen Stall bauen und er mag sich beeilen; dann können wir dahinein ziehen, bis die Dinge sich anders gestalten. Wir wollen uns schon in einander schicken, mag es gehen, wie es will.“

Die Zeit verging. Die Auswanderer bauten Häuser, mähten das üppige Präriegras und bearbeiteten den Boden für die Saat.

Nals Dovers leibliche Gesundheit besserte und kräftigte sich zusehends; sein Geist aber schien zu schlummern, und nur hie und da zeigte er sich erregt und ruhelos. Nach langem Sinnen hatte Bertha beschlossen, ihr und des Bruders Pferd, Wagen und andere Vertschachen in der jungen Ansiedlung zu verkaufen und mit dem Erlös die alte Heimat im Osten und Verwandte zu erreichen. Wohl sträubte sich ihr Stolz gegen den Gedanken, samt dem unglücklichen Bruder arm und hilflos zu ihnen zurückzukehren, aber sie wußte keinen anderen Ausweg und hoffte überdies, daß die Kunst der Nerzte Nals Irrsinn heilen könnte.

Sie teilte Mistress Chapman ihren Plan und fragte sie bei dieser Gelegenheit: „Glauben Sie an die Möglichkeit, daß einer der Männer, die mit Ihnen hierherzogen, Nals überfallen und geblüdet habe?“

„Wie Sie sprechen! Das glaube ich ganz entschieden nicht. Es sind lauter brave, ehrliche, fleißige Leute, die uns Jahre lang liebe Freunde und Nachbarn waren. Wie kommen Sie nur auf einen solchen Gedanken?“

„Ich will es Ihnen erklären. Der arme Nals sitzt oft stundenlang und spricht mit sich selbst, meist so leise, daß ich ihn nicht verstehen kann. Gelegentlich aber hörte ich ihn sagen: „Möchte wissen, wo er sein mag? Es ist einer von ihnen, das weiß ich. Vielleicht ist er zu den Goldwäschern, er beabsichtigte es ja.“ Ich bemerkte auch, daß er eine Art Späße vornimmt, so oft einer der Männer hierher kommt. Als vor etwa vierzehn Tagen einmal spät am Abend sechs Männer vom Fluß herüberritten, um Mister Chapman etwas zu fragen, lag Nals scheinbar schlafend auf dem Bette. Drunten bei dem Wagenschuppen plauderten und lachten die Leute. Auf einmal fuhr Nals auf mit den Worten: „Das ist er, das ist er!“ und eilte nach der Türe. Beinahe gleichzeitig aber sprengte drunten die ganze Gesellschaft davon und mein armer Bruder legte sich wieder nieder, ohne noch ein verständliches Wort zu sprechen.“

Es war gut, daß die Dämmerung den Ausdruck in den Gesichtszügen der Frau Chapmann verhüllte, so daß Bertha nur bemerkte, wie sie immer stiller und schweigsamer wurde und ihr schließlich gute Nacht wünschte.

Fortsetzung folgt.

Im letzten Augenblick.

Novelle.
Fortsetzung.

Galling hielt sie zurück. „Noch einen Augenblick, verehrte Frau“, sagte er, „eine Mitteilung von dringender Wichtigkeit; jeden Augenblick kann Ihre Einquartierung eintreffen. Man erweist ihnen hohe Ehre; Sie erhalten vornehmen Besuch, — der General von Rosly und sein Neffe Charles de Rosly, ein junger hübscher Offizier, sind Ihnen zuerteilt und außerdem werden Sie auch dem Obersten von Aussen ein Quartier einzuräumen haben. So ward es auf dem Rathause bestimmt, nicht ganz ohne den Einfluß Ihres ergebenen Freundes.“

„Rosly hier“, stammelte Armand, „Rosly in diesem Hause —“

Die Witwe war gefaßter. „Nicht wahr, eine hohe Ehre, der ich mich würdig machen muß? Die Zimmer sind bereitet, doch verlangt noch Einiges nach dem Auge der Frau des Hauses. Sie werden erkennen, lieber Nachbar, daß ich unter diesen Umständen auf das Vergnügen Ihres Besuches verzichten muß, ich weiß, Sie sind mir nicht böse. Du, Melanie, gehst auf dein Zimmer.“

Rosly die Thür zum Vorfaal, in dem, wie er wusste, sich Charles befand.

Der Leutnant war nicht allein. In einer Ecke des Zimmers saß Gerhard Halling in seinem besten Staate. Er hatte versucht, mit dem Offizier ein Gespräch anzuknüpfen, so gut es sein gebrochenes Französisch erlaubte, aber Charles, dessen offenem Charakter das schleichende Wesen des Mannes wenig behagte, hatte ihn kalt abgewiesen. Nun aber erhob er sich, und sich tief und kriechend gegen Rosly verneigend, erbat er sich die Ehre einer Unterredung unter vier Augen in wichtiger Angelegenheit.

Auch dem prüfenden Blick des Generals mißfiel das Ansehen des Rats Herrn, der sich ihm mit Namen und Würde vorgestellt hatte.

„Später“, entschied Rosly, „erwarten Sie mich; sobald wir einen Besuch bei den Damen des Hauses abgestattet haben, können Sie mich auf das Rathaus begleiten, wo ich ohnedies zu tun habe.“

„Verzeihung, Herr General“, nahm Charles dann das Wort; „wir werden eben jetzt Frau Adolphthal ja kaum willkommen sein, denn wie mir dieser Herr, der sich einen vertrauten Freund des Hauses nennt, mittheilt, ist die Dame um diese Stunde stets mit wirtschaftlichen Pflichten beschäftigt, die in diesen Tagen doppelt auf ihr lasten.“

„So verschieben wir unseren Besuch; begleiten Sie mich Herr Halling, ich will hören, was Sie mir zu sagen haben.“

Er grüßte die Anwesenden und verließ, von dem Rats Herrn gefolgt, das Zimmer. Auch der Oberst Lufan zog sich in die ihm angewiesenen Räume zurück. Der Leutnant warf sich auf ein Sopha und begann zu träumen, — sein zwanzigjähriges Herz war entzündet von der Anmut und Bescheidenheit der Tochter dieses Hauses. Mit seiner leicht erregbaren Phantasie sah er sich schon nach zahllosen gewonnenen Schlachten, umkränzt mit den Lorbeeren des Ruhmes, als Gatten an Melaniens Seite im stillen Grün des Parks zu Rosly oder inmitten der glänzenden Kaiserfäle der Tuilerien zu Paris. „Nur ihr gehört mein Herz“, rief er in jugendlichem Enthusiasmus, „und erfahren soll sie, daß Charles de Rosly's Herz allein für sie glüht.“ Die Mutter ist mit Pflichten der Häuslichkeit beschäftigt, sagen sie: desto besser. Versuchen wir irgendwo im Hause der schönen Melanie zu begegnen, sie muß mich hören: — meine Liebe, meine Pläne für die Zukunft und — ich möchte das Mädchen sehen, das Charles de Rosly's gute Hand ausschlägt!

Er sprang auf, aber in demselben Augenblick stand Halling den Kopf vorsichtig durch die Spalte der Thür.

„Sind wir allein, Herr Leutnant?“ flüsterte er.

Unwillig stampfte der Lackstiefel des Offiziers den Teppich des Bodens.

„Dumme Frage“, sagte er unwirsch. „Das sehen Sie ja, was gibt es schon wieder?“

Demütig schlich der Rats Herr näher. „Mich sendet der Herr General — die Sache ist von hoher Wichtigkeit.“

Charles zuckte mit den Achseln. „Glaube kaum, da er Sie damit beauftragt — und dieser Auftrag lautet?“

„Es handelt sich um einen Deserteur der französischen Armee“, zischelte der Rats Herr.

„Und was soll das mir?“

Es ist der Wille des Herrn Generals, daß Sie selber — eine Wache harret unter den Fenstern des großen Saales —

„Ach?“ wiederholte Charles halb lachend, halb ent-

riistet. „Soll ich in fremde Häuser dringen und Profoli spielen?“

Fortsetzung folgt.



Nach 20 Jahren. Im Juni 1888 verschwand in Deutsch-Bielar der Deuthener Gerichtsvollzieher H. Schott. Seine Leiche wurde später im Brunnen des Hausbesizers Bonczkowi aufgefunden, der damals unter dem Verdacht des Mordes verhaftet wurde, aber nach Jahresfrist wegen Mangels an Beweisen freigelassen wurde. Nunmehr, nach fast zwanzig Jahren, tat ein Augenzeuge des Verbrechens, der Kutscher Schaub, dem Bonczkowi 3000 Mk. Schweigegeld gezahlt hatte, verräterische Aeußerungen, worauf die Wiederaufnahme der Untersuchung gegen Bonczkowi erfolgte. Dieser hatte am Abend an Schott beim Glücksspiel im Gasthause tausend Mark verloren.

Die Addition in der Justiz. In den Wandergängen des Justizpalastes in Brüssel erzählt man sich folgende niedliche Geschichte, deren Held der Präsident einer der Strafkammern sein soll; Der Angeklagte hat gesagt, was er zu sagen hatte, der Rechtsbeistand hat bereits plädiert, da wendet sich der Präsident an den Beisitzer zur Rechten mit der Frage: „Wie viel würden Sie geben?“ — „Ich — — — drei Monate —“ „Und Sie?“ fragt darauf der Präsident den anderen Beisitzer. „Sechs Monate.“ — „Gut! Drei und sechs macht neun, ich gebe ebenfalls neun. (Zum Angeklagten gewendet): Sie sind zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt.“

Caruso's Schimmel. Caruso versendet an die Redaktionen aller Städte, in denen er gastiert: Maestro Caruso hatte von Kindheit auf den einzigen Wunsch, in * zu singen. Denn von allen Städten beider Hemisphären hat * die schönste Lage. Maestro Caruso hält die * Oper für die erste der Welt, er bewundert ihren genialen Direktor, die unvergleichlichen Solisten, das unübertreffliche Orchester. Maestro Caruso kennt das Kunstverhältnis des * Publikums und gedenkt deshalb hier seine ganze Kunst zu zeigen. Maestro Caruso wird sofort nach Schluß seines Gastspiels in * singen und dann auf * pfeifen. („Kikeriki.“)

Dat's de Düwel! In einer der letzten Nächte kamen vier Fischer aus Neu-Fähr bei ziemlich starkem Seegang und stockfinsterner Nacht vom Fischen heim, als plötzlich ein schwarzer Gegenstand gegen die Segel flatterte und dann schwer auf das nasse Deck aufschlug. Erschreckt ruft ein alter Fischer: „Dat's de Düwel!“; ein zweiter Fischer ging aber dem Teufel beherzt zu Leibe, von dem er mit starken Flügelschlägen und Schnabelhieben empfangen wurde, so daß er die Freiwache aus der Kojе zur Hilfe herbeirief. Als sie den „Düwel“ endlich bewältigt hatten und mit ihm ans Land kamen, entpuppte er sich als ein außerordentlich großer und schöner Buffard.

Unbewußter Vogel mord. In welchem Grade Leuchtfeuer den Zugvögeln verderblich werden, zeigt sich bei dem Leuchtturm von Stagen. Seitdem dieses von einem festen Leuchtfeuer in ein Blinkfeuer umgeändert worden ist, übt das Licht auf die Vögel eine außerordentliche Anziehungskraft aus, aber in geradezu einzig dastehender Weise äußerte sich dies in einer der jüngsten Nächte, wo ungeheure Vögelschwärme am Leuchtfeuer entlang zogen. Dabei flog ein Teil gegen das Laternenhaus des Leuchtturms und stieß sich tot. Am nächsten Morgen lagen über 1000 tote Vögel am Fuße des Turmes.